



[Nachdruck verboten.]

Der räthſelhafte Herr.

171

Romiſcher Roman von Heinrich Lee.

Im „Ablor“ wurde von dem Geſchehenen nichts kund.

Stroh war ſich als gewefener Kouleurſtudent bewußt geblieben, was ſeine Schuldigkeit war. Er hatte Schlauch auf die Seele gebunden, vor Allem das allertiefſte Stillſchweigen zu bewahren — nicht etwa bloß in Rückſicht auf ſeinen Vorgeſetzten, dem ſelbſtverſtändlich in allererſter Reihe das, was geſchehen war und noch geſchehen würde, verborgen bleiben mußte. Das Duell dürfte deshalb auch nicht in Liebenau zum Austrag gelangen. Er wollte, ſo trüſtete er Hannefried, ſchon Alles in die vorgeſchriebene Ordnung bringen, auch für die Piſtolen verſprach er zu ſorgen. Schlauch benahm ſich auf eine Art und Weiße, wie ſie, nach ſeinem ſonſt furchſamen Charakter zu ſchließen, von ihm Niemand hatte erwarten können. Er verſprach Alles zu thun, was man von ihm nur verlangen würde, jedoch unter der Bedingung, daß er dem Duell beiwohnen dürfte. Darauf beſtand ſein ganz beſonderes Verlangen. Hannefried benahm ſich am Abend unter der Stammlichgeſellſchaft ſehr nervös. Am nächſten Morgen ſah er bleich und ſchlecht aus. Den Kaffee rührte er kaum an. Als er ſich nach Schlauch erkundigte, vernahm er, daß dieſer bereits in früher Stunde von Praktikant Stroh abgeholt worden war und daß beide Herren ſich in der Richtung nach der „Sonne“ alsdann entfernt hatten. Hannefried begab ſich in den Wald. Von den Bäumen gewahrte er dort nichts. Nur Eins ſtellte ſich deutlich ſeinen Blicken vor. Das war ein blutiger Leichnam, der auf der Erde lag. Dieſer Leichnam war ſein eigener. Die Spiegelſcheibe mit den goldenen Glasbuchſtaben war in Scherben zertrümmert. Zwei trauernde weibliche Geſtalten knieten an dem Todten. Ihre Thränen weckten ihn nicht mehr auf.

Weil Stroh um neun Uhr früh bereits im Bureau zu thun hatte, ſo hatte er mit Schlauch die Verabredung getroffen, den nothwendigen Gang nach der „Sonne“ am nächſten Morgen bereits ſo zeitig wie möglich zu erledigen. Schlauch war auch zu dieſer Forderung bereit, obwohl ſie ihm ſeinen Frühbeſuch am Brunnen koſtete. Beide Herren trugen ihren ſchwarzen Anzug.

Im „Hotel zur Sonne“ angelangt, begegneten ſie dort an der Gartenthüre Zieſeniß. Sie fragten nach Herrn Fannemann, ob er zu Hauſe ſei, und mit gewohnter Artigkeit erklärte Zieſeniß, Herr Fannemann ſei allerdings zu Hauſe, er ſei eben von ſeinem Morgenspaſſiergange zurückgekommen und ſei in dieſem Augenblick auf ſeinem Zimmer.

„Melten Sie uns Herrn Fannemann gefälligſt,“ ſagte Stroh in einem gemeſſenen Tone, der von dem Tone, in dem er ſonſt vertraut mit Zieſeniß verkehrte, weſentlich abwich.

Zieſeniß entfernte ſich eilig und kehrte gleich darauf mit der Mittheilung zurück, Herr Fannemann ſei gern bereit, die Herren zu empfangen. Stroh und Schlauch folgten Zieſeniß die Treppe hinauf.

Zur ſelben Zeit befanden ſich noch zwei andere Männer auf dem Wege zum Hotel zur „Sonne“. Es war dies Bürgermeiſter Volland und ferner Knies, der Polizeidiener von Liebenau. Eine eigene Polizeiverwaltung gab es nicht in Liebenau, der Briefträger hatte deshalb Lorchens Brief auf dem Bürgermeiſteramte abgegeben. Seit dreißig Jahren waltete Bürgermeiſter Volland über das Gemeinwohl Liebenaus. Er war ein friedfertiger Herr, ſchon über Sechzig, nie war unter ſeinem Scepter der Frieden des Badeortes jemals unterbrochen worden und ein Duell gehörte zu den Dingen, von denen Bürgermeiſter Volland nur manchmal in den Zeitungen geleſen hatte, wie von der Cholera oder von fernem Kriegsereigniffen, Dinge, die in Liebenau zu den Unmöglichkeitenzählten — Gott ſei Dank! Weniger friedfertig war Polizeidiener Knies. Er war jünger als ſein Chef, hatte ſich aber auf den Wochenmärkten gegen die Bauern ein gebieteriſches Weſen angewöhnt und ſchritt ſo langſam, aber ſich ſicher dem Größenwahn entgegen. Eigentlich hielt er ſeine Macht für bedeutender als die ſeines Vorgeſetzten ſelbſt. Knies war früher im Preußiſchen Gefangenenaufſeher gewefen und von dieſer Zeit rührten auch ſeine kriminellen Kenntniſſe her.

„Wo ſtecken wir ſie denn nun Beide hin?“ fragte er, eiligen Schrittes ſeinem Vorgeſetzten folgend, „eine Mörderzelle haben wir doch nicht.“

„Neben Sie doch ſetzen Unſinn,“ erwiderte ärgerlich Bürgermeiſter Volland.

„Unſinn?“ fragte Knies erſtaunt.

Bürgermeiſter Volland antwortete nicht einmal.

„Das Sicherſte iſt noch,“ fuhr Knies fort, „wir thun ſie ins Spritzenhaus. Da bricht Keiner aus!“

In Knies' hinteren Rocktaſchen klapperte beſtändig etwas. „Was klappert denn immerfort bei Ihnen?“ fragte der Bürgermeiſter.

„Es ſind bloß die Handſchellen,“ erwiderte Knies prompt.

„Sie machen ja lauter Unſinn!“ bemerkte der Bürgermeiſter ein zweites Mal mit Aerger.

Knies wußte nicht mehr, was er von ſeinem Vorgeſetzten denken ſollte. Daß Mörder nur mit Handſchellen transportirt werden dürfen, das ſtand ſogar gedruckt im Reglement.

„Morgen, der Herr Bürgermeiſter! Morgen, Herr Knies!“ rief Zieſeniß von der Gartenthüre den Herren entgegen.

„Guten Morgen,“ ſagte Bürgermeiſter Volland ſich verſchnäufend und den Schweiß abwiſchend, „wohnt hier Herr Fannemann?“

„Herr Fannemann? Gewiß!“ erwiderte Zieſeniß mit Ueberſchuldung.

„Iſt er zu Hauſe? Iſt er zu ſprechen?“

„Es ſind zwei Herren bei ihm.“

„Sie können hier vorläufig warten, Knies,“ wandte ſich Bürgermeiſter Volland an ſeinen Aſſiſtenten, „welche Nummer hat er?“

„Nummer achtzehn,“ antwortete Zieſeniß, „es ſind aber zwei Herren bei ihm.“

Bürgermeister Bolland erwiderte nichts darauf, schritt durch den Korridor und ging dann direkt die Treppe hinauf.

„Was ist denn los?“ fragte Ziefeniß, als er jetzt mit Knies allein zusammenblieb. „Bring mal einen Korn,“ rief er dem vorüberfliegenden Küchenmädchen zu, und weil auf der Straße der Postrath gerade müßigen Schritts herankam, so grüßte er hinüber: „Behorrsamsten guten Morgen, Herr Postrath.“

Dem Postrath, der sich auf dem Wege zum Brunnen befand, war im „Adler“ beim Frühstückskaffee schon berichtet worden, daß sein sonstiger Weggenosse, nämlich Schlauch, zu früher Stunde bereits aufgebrochen war.

„Haben Sie Herrn Schlauch vorbeigehen sehen?“ rief er Ziefeniß zu.

„Herr Schlauch ist hier, Herr Postrath,“ erwiderte Ziefeniß.

Der Postrath kam herüber.

In demselben Augenblick erschien auch das junge Küchenmädchen und kredenzte Knies den Korn.

Knies stürzte das Glas mit einem Zuge hinunter.

„Ein Mörder ist er,“ sagte er darauf gelassen, wie zum Dank.

„Wer?“ rief Ziefeniß zusammenzuckend.

„Sie fragen doch, was los ist. Ich mein' den Herrn! Fannemann, glaub' ich, heißt er!“

„Fannemann! der und ein Mörder!“ fuhr jetzt auch der Postrath zusammen.

„Darum sind wir doch hier,“ erklärte Knies.

„Ein Mörder,“ zitterte Ziefeniß erblassend.

Der einzig Gelassene war Knies. Es lag sogar etwas Zufriedenes in seinem Gesicht, das mit der Aufregung, die seine Mittheilung hervorrief, im Zusammenhange stand.

„Herr Ziefeniß,“ rief eine Stimme aus einem der oberen Fenster.

Bürgermeister Bolland sah herunter.

Ziefeniß kam wieder zu sich und blickte empor.

„Bitte, kommen Sie mal herauf!“ bat der Bürgermeister.

„Ich nicht?“ fragte Knies.

„Nein,“ erwiderte der Bürgermeister, „Knies, Sie können nach Hause gehen!“

Was hatte diese Wendung zu bedeuten?

Schwankend folgte Ziefeniß endlich.

„Ich bleibe,“ sagte Knies energisch zum Postrath, „sie werden mich schon noch brauchen.“ Und beide Männer blieben vorläufig noch stehen.

Als vorhin Bürgermeister Bolland, nachdem auf sein Klopfen an der Stubenthür von Nummer achtzehn ein deutliches „Herein“ erschollen war, in Nummer achtzehn eintrat, hatte er augenscheinlich unter den daselbst versammelten drei Herren eine eigenartige und sehr eifrige Unterredung unterbrochen. Er nannte höflich seinen Namen und fügte hinzu: „Ich bitte um Entschuldigung, ich suche nur Herrn Fannemann.“ Einer der Herren verbeugte sich. „Vielleicht auch Herr Hannesfried zugegen?“ kehrte sich Bürgermeister Bolland an die beiden schwarz gekleideten anderen Herren, obwohl er sich mit dem einen derselben, Praktikant Stroh, gleich bei seinem Eintreten als Bekannte begrüßt hatte.

„Ich vertrete hier Herrn Hannesfried, Herr Bürgermeister,“ sagte Praktikant Stroh, „wenn Sie von ihm etwas wünschen, bitte, wenden Sie sich nur an mich.“

„Es handelt sich, meine Herren,“ fuhr Bürgermeister Bolland fort, „um eine Duellangelegenheit.“

Betroffenen richteten sämmtliche drei Herren auf den Bürgermeister von Liebenau ihren Blick. Praktikant Stroh war der Erste, der da^a entsprechende Wort fand.

„Davon wissen Sie etwas, Herr Bürgermeister?“ fragte er. „Gestatten Sie mir dann eine Frage. Von wem wissen Sie das?“

„Das thut wohl nichts zur Sache,“ wendete Bürgermeister Bolland ein.

„Doch, Herr Bürgermeister,“ sagte Praktikant Stroh in bestimmtem Ton, während Schlauch im Hintergrunde die bestimmende ernste Miene auflegte, Fannemann dagegen ein gleichgültiges Lächeln auf seinen Lippen spielte. „Erlauben Sie mir, Ihnen eine Erklärung dazu zu geben. In der That befinden Herr Fabrikant Schlauch — Schlauch verbeugte sich — und ich uns hier, um Herrn Fannemann im Auftrage von unserem Freund Herrn Hannesfried eine Forderung zu überbringen. Unser Besuch scheint aber zwecklos zu sein, denn Herr Fannemann hat in einer zwar sehr lakonischen, aber doch deutlichen Weise auf unsere Frage, ob er geneigt sei, Herrn Hannesfried Genugthuung zu bieten, mit einem beharrlichen „Nein“ geantwortet. Wir können Herrn Fannemann nicht zwingen, die Forderung anzunehmen. Herr Fannemann wird mir aber erlauben müssen, vor Ihnen, meine Herren, eine Meinung hiermit zu äußern, nämlich die, daß er es wohl selbst gewesen ist, der die Liebenauer Polizei von dem von unserer Seite beabsichtigten Duell unterrichtet hat.“

Wenn Praktikant Stroh mit diesen Worten vielleicht die Absicht hatte, seinen phlegmatischen Gegner noch energischer herauszufordern, als es bisher geschehen war, so war er auch jetzt damit noch nicht glücklich. Fannemann sah, als ginge ihn die Sache nach wie vor nicht das Geringste an, ohne Unruhe zum Fenster hinaus und schien nur darauf zu warten, bis er, von seinen Besuchern befreit, wieder allein in seinem Zimmer sein würde.

„So ist es doch, Herr Fannemann?“ setzte Stroh, seine Rede mit einem Trumpf abschließend, hinzu.

„Nein,“ sagte Fannemann so artig, als hätte er ein Compliment zu beantworten.

„Vielleicht giebt uns der Herr Bürgermeister, wenn wir Herrn Fannemann das glauben sollen, dann doch noch Auskunft, von wem ihm seine Wissenschaft gekommen ist,“ erwiderte Stroh mit andauernder Eiseskälte.

War es das Gefühl des Dankes gegen Fannemann, weil an seinem ehernen Benehmen die Gefährdung des Friedens von Liebenau gescheitert war oder war es eine Annäherung von guter Laune, in der sich das nunmehrige Bewußtsein Bürgermeister Bollands, nämlich zu keinen weiteren unbequemen Amtshandlungen in dieser Angelegenheit genöthigt zu sein, Luft machte — jedenfalls erwiderte er jetzt, wobei er schmunzelte, in seiner gewohnten loyalen Manier:

„Das glaube ich nun den Herren wohl verrathen zu dürfen.“

„Nun?“ fragte Stroh.

Auch Fannemann, von Schlauch nicht zu reden, blickte jetzt mit Spannung auf den Bürgermeister. Bürgermeister Bolland zog einen Brief hervor und legte ihn auf den Tisch.

„Vielleicht,“ sagte er, „ist den Herren die Handschrift bekannt?“

Alle Herren traten um den Tisch herum. Die blutige Absicht, die sie hier vereinigt hatte, war vergessen. Die ganze Aufmerksamkeit galt nur noch dem Schriftstück.

„Pardon,“ sagte Schlauch, als er unter einem hohlen Klänge mit seinem Kopfe gegen denjenigen Fannemanns stieß. Niemand kannte den Schreiber.

„Den Brief scheint eine Dame geschrieben zu haben,“ bemerkte als der erste Schlauch.

Eine gewisse Stille trat ein.

(Fortsetzung folgt.)

Aussprüche Bismarcks.

Es ist ein natürliches Verlangen, denen, die man liebt, im Schmerze nahe zu sein und mit ihnen gemeinschaftlich zu klagen.

Unter Freunden, die lange aus einem Topfe gegessen haben, ist man ungerechter als gegen Feinde.

Landsleute sind wir Deutsche doch Alle, und ich bekämpfe das Betonen der Scheidung zwischen deutsch und preussisch.

Zum Volke gehören wir Alle; ich habe auch Volksrechte. Zum Volke gehört auch Se. Majestät der Kaiser.

Keine politische Frage kommt zu einem vollständigen mathematischen Abschluß, daß man Bilanzen nach den Büchern ziehen kann; sie stehen auf, haben ihre Zeiten und verschwinden schließlich unter anderen Fragen der Geschichte, das ist der Weg einer organischen Entwicklung.

Man kann nur noch aus nationalen Gründen — aus Gründen, welche in dem Maße national sind, daß ihre zwingende Natur von der großen Mehrheit der Bevölkerung anerkannt wird, Krieg führen.

Es ist kein Ausdruck im letzten Jahre mehr gemißbraucht worden, als das Wort Volk. Jeder hat das darunter verstanden, was gerade in seinen Kram paßte, gewöhnlich einen beliebigen Haufen von Individuen, die es ihm gelungen war, für seine Ansicht zu gewinnen.

Ich habe das Gefühl, daß der Staat auch für seine Unterlassungen verantwortlich werden kann.

Wenn man nichts Besseres an die Stelle zu setzen weiß von Etwas, was einem nicht vollständig gefällt, so thut man immer, meiner Ueberzeugung nach, besser, der Schwerkraft der Ereignisse ihre Wirkung zu lassen und die Sache einstweilen so zu nehmen, wie sie liegt.

Mag die Entwicklung noch so langsam sein, unter noch so großen Kämpfen vor sich gehen, wie ist denn Wichtiges jemals anders zu Stande gekommen, als mit Kämpfen und gerade durch Kämpfe? — Mögen diese noch so groß, mögen sie noch so schwierig sein, wir werden im Bewußtsein des guten Zieles, das wir verfolgen, nicht davor zurückschrecken, und werden auch nicht erlahmen und entmuthigt werden, weil ich überzeugt bin, daß, wenn eines an sich richtigen Gedankens sich bei uns die öffentliche Meinung einmal bemächtigt hat, er nicht eher von der Tagesordnung verschwinden wird, als bis er sich verwirklicht hat.

Ich schätze an dem ganzen Regime der neueren Zeit nichts so sehr, als die absoluteste Oeffentlichkeit, es soll kein Winkel des öffentlichen Lebens dunkel bleiben, und müßte selbst nur das gelbliche Dämmerlicht aus der Blendlaterne auf ihre Fäden fallen, — es ist immer besser, als daß sie unbeleuchtet bleiben, und hätte es auch nur die Folge, daß der „Fluch der hohen Meinung“, mit der die beste Verwaltung und Bureaokratie sich so leicht täuscht, einige Verminderung erleide.

Einen Menschen zu überzeugen, ist an und für sich sehr schwierig. Man überredet Manche, man gewinnt ihn, vielleicht durch den äußersten Aufwand derjenigen persönlichen Liebenswürdigkeit, die man etwa besitzen mag.

Man muß einer natürlichen, nationalen, organischen Entwicklung Zeit lassen, sich auszubilden, und nicht ungeduldig werden, wenn sie Stockungen, ja rückläufige Bewegung hat.

Ich halte es für männlich und offen, seinen Irrthum anerkennen, aber nicht das halte ich für männlich, Dem einen Vorwurf darüber zu machen, der von seinem Irrthum zurückgekommen ist.

Es ist hübsch, wenn man seine Neigungen nicht mit den Gemüden wechseln kann, so selten Letzteres auch geschehen mag!

Ich muß verhüten, daß eines jener Schlagwörter mehr in die Welt gesetzt werde, von denen ich an meiner Stelle nicht selten durch das Wohlwollen meiner parlamentarischen Gegner zu leiden gehabt habe, und so noch bis in die Tage des jetzigen französischen Krieges hin, dem Worte des Grafen Schwerin: „Gewalt geht vor Recht“, was ich bekanntlich niemals gebraucht habe.

Ich habe stets gestrebt, Neues zu lernen, und wenn ich dadurch in die Lage kam, eine frühere Meinung berichtigen zu müssen, so habe ich das sofort gethan, und ich bin stolz darauf, daß ich so gehandelt habe, denn ich stelle stets das Vaterland über meine Person.

Ich frage gar nichts danach, ob eine Sache populär ist, ich frage nur danach, ob sie vernünftig und zweckmäßig ist.

Ich bin ein halber Berliner, obgleich ich im Landleben Wurzel geschlagen habe. Ich habe in Berlin im Jahre 1837 so genau Bescheid gewußt, daß ich hätte Droschkenkutscher werden können.

Ich werde glücklich sterben, da ich dazu beigetragen habe, mein Vaterland zu einigen, es groß und mächtig zu machen.

Ich gehöre zu den Leuten, die Werth auf eine gute Grabchrift legen und auf ein gutes Zeugniß meiner Mitbürger.

Wenn ich nicht befehlt, getragen und geführt worden wäre durch die Liebe zum Vaterland und zu meinen Landsleuten, so glaube ich nicht, daß mir die Genugthuung widerfahren würde, so viele Gegenliebe zu finden, welche meine amtliche Thätigkeit überdauert. Ich habe die Leiden aller Deutschen als eigenes Leid stets empfunden.

Die Gesundheit meiner Frau ist meine eigene Gesundheit.

Ich habe, als ich sehr viel jünger war, als vielleicht noch mehr Ehrgeiz in mir steckte, Jahre lang ohne jedes Prestige, im Gegenheil als Gegenstand der Abneigung, wenn nicht des Hasses der Mehrheit meiner Mitbürger mich wohlher, zufriedener und gesünder befunden als in den Zeiten, wo ich am populärsten gewesen bin.

Was Statuen anbelangt, so muß ich doch sagen, daß ich für diese Art von Dank gar nicht empfänglich bin. Ich wäre in der größten Verlegenheit, wenn ich z. B. in Köln wäre, mit welchem Gesicht ich an meiner Statue vorbeigehen sollte. Ich erlebe das in Riffingen, es stört mich in Promenadenverhältnissen, wenn ich gewissermaßen fossil neben mir dasiehe.

Die Leute scheinen noch immer zu glauben, daß es mir so geht wie dem Dienstmädchen, das meiner guten Frau einmal in Warzin sagte: „An Allen kann ich mir gewöhnen, nur an dem Einsamen nicht.“ Ich fühle mich zu Hause recht wohl.

Ein braves Pferd stirbt in den Seilen. Ich habe früher die Absicht, zurückzutreten, unumwunden erklärt, weil ich mich körperlich nicht leistungsfähig mehr fühlte, die Sache fortzusetzen, und weil ich bei meinen Kollegen nicht überall die Unterstützung mehr fand, deren ich bedurfte — ich halte es für nützlich, zu konstatiren, daß ich von dieser Belleität ganz zurückgekommen bin; es fällt mir nicht ein, zurückzutreten. J'y suis, j'y reste. Ich gedenke so lange im Amte zu bleiben, wie Se. Majestät der Kaiser es für gut befindet! Sein Wille ist das Einzige, was mich aus dem Sattel heben kann.

Wenn ich die Rollen des Gentleman und des Diplomaten nicht mehr mit einander verträglich finde, so wird mich das Vergnügen oder die Last, ein hohes Gehalt mit Anstand zu deponiren, keine Minute in der Wahl beirren.

Ich kann mich jetzt als Mensch fühlen, was ich unter der drückenden Last des verantwortungsvollen Amtes nicht konnte. Der Kaiser ist jung, arbeitsfreudig, thatkräftig. Ich bin ihm

nicht im Wege. Er hat nach meinem Wissen keine Ursache, mir gram zu sein, so wenig wie ich ihm.

Sonnenschein und guter Wein ist das Beste, was ein alter Mann braucht.

Allerlei.

Unter den Bismarckbriefen ist einer für den Gemüths Humor des großen Unsterblichen besonders bezeichnend. — In diesem Brief, den Bismarck am 26. Juni 1850 an seine Schwester richtete, heißt es: „Der Junge in „Dur“ brüllend, das Mädchen in „Moll“, zwei singende Kindermädchen, zwischen nassem Windeln und Milchflaschen, ich als liebender Familienvater. Ich habe mich lange gestraubt, aber da alle Mütter und Lanten darüber einig waren, daß nur Seewasser und Lust dem armen Marienchen (die jetzige Gräfin Rangau) helfen können, so würde ich, wenn ich mich weigerte, bei jedem Schnupfen, der das Kind bis in sein 70. Jahr befällt, meinen Geiz und meine väterliche Barbarei anfragen hören mit einem „siehst Du wohl, ach, wenn das arme Kind hätte die See gebrauchen können“. Ich habe mich sehr ungern entschlossen, meine ländliche Faulheit hier aufzugeben, nun es aber geschehen, gewinne ich der Sache auch eine rosenfarbene Seite ab.“ Einige Tage später, am 8. Juli, schrieb er der Schwester dasselbe Thema: „Eigentlich giebt mir diese Reise, das sehe ich je näher, desto mehr ein, eine Anwartschaft auf das neue Strennhaus oder wenigstens zeitweises „zweite Kammer“. Ich sehe mich schon mit den Kindern auf dem Genthiner Ferson, dann beide im Wagen mit allerlei kindlichen Bedürfnissen, nasenrumpfender Gesellschaft, Johanna genirt sich, dem Jungen die Brust zu geben, und er brüllt sich blau, alsdann Legitimationsgedränge, Wirthshaus, mit beiden Brillassen auf dem Sietliner Bahnhof und in Angermünde eine Stunde auf die Pferde warten, einpacken, und wie kommen wir von Kröschendorf nach Rütz? Wenn wir in Sietlin die Nacht bleiben müßten, das wäre schauderhaft. Ich habe das im vorigen Jahre mit Marie im Schreien durchgemacht. Aber was thut man nicht um den lieben Hausfrieden?“

Die Größe der Familie Bismarck. An dem Thürpfeiler seines Wohnzimmers in Friedrichsruh hatte Fürst Bismarck Aufzeichnungen gemacht, wie groß er selbst und seine ganze Familie war. Es ergibt diese Scala folgende Zahlen, und zwar ist dabei der Schwelmerabend 1880 zu Grunde gelegt: Fürst Bismarck 1 Meter 88 Centimeter, Herbert 1 Meter 86 Centimeter, Bill (Graf Wilhelm) 1 Meter 85 Centimeter, Graf Rangau 1 Meter 78 Centimeter, (die Fürstin) Johanna 1 Meter 714 Millimeter, wobei jedoch bemerkt ist, „gerade“, Gräfin Rangau Marie 1 Meter 716 Millimeter.

Die Zahl drei. Fürst Bismarck huldigte einem gewissen Aberglauben bezüglich der Zahl drei. Er hat drei deutschen Kaisern gedient, hat drei Kriege ausgefochten, drei Friedensverträge unterzeichnet, die Zusammenkunft von drei Kaisern veranlaßt und den Dreibund begründet. Sein Familienwappen trägt über dem Motto „In trinitate robur“ (In der Dreieinigkeit die Kraft) einen dreiblättrigen Klee und drei Eichenblätter; er hat drei Kinder: Herbert, Wilhelm und Marie; er besaß drei Güterkomplexe und schließlich hatte er in den Konservativen, den Frei-Konservativen und den National-liberalen drei politische Hauptparteien für sich.

Bismarcks Vorliebe für eine gute Cigarre hat selbst in der Schlacht bei Königgrätz eine kleine Rolle gespielt. Als an jenem furchtbaren Lusttage des Jahres 1866 die Entscheidung Stunden lang wankte und schwankte, ritt Bismarck an Moltke heran, der mit harter Ruhe im Sattel hielt und schweigend die Schlacht beobachtete. In ein Gespräch mit ihm war nicht zu denken. Aber Bismarck hatte in seiner Cigaretten-tasche noch zwei Cigaretten, eine gute und eine schlechte. Ohne ein Wort zu verlieren, reichte der Ministerpräsident dem Marschall die Tasche; ebenfalls ohne ein Wort zu sprechen, nahm sie der Letztere, befaß sich beide Cigaretten ganz genau und griff — die gute! Für Bismarck war diese lautlose Unterhaltung genügend; er wandte den Gaul und ritt vergnügt zurück. „Denn,“ so sagte er sich, „wenn Moltke noch mit solcher Seelenruhe die beste Cigarre herausucht, dann steht es auch nicht schlecht mit der Schlacht.“ Kurze Zeit darauf war die Schlacht entschieden, und der Marschall rauchte mit heiterem Gesicht seine Cigarre; dem Ministerpräsidenten von Bismarck soll die andere übriggebliebene auch ganz ausgezeichnet geschmeckt haben.

Das Untwesen des Messerfuchens in Italien wird in einem römischen Briefe der „Voss. Zig.“ drastisch beleuchtet. Es sind, so heißt es da, fast gleichzeitig in Rom, Florenz, Livoli und anderen Orten durch Messerhelden brutale Unthaten verübt worden, die selbst unter den Landsleuten der besagten helle Entrüstung hervorgerufen haben. Diese wird nicht ohne Wirkung bleiben: die Setzungen werden weiblich zeteren, es werden Versammlungsbeschlüsse gegen das Rowdythum gefaßt, die Unzulänglichkeit der Polizei wird gerügt, die Regierung wird zum Eingreifen aufgefordert werden und einen Ausschuß zur Vorbereitung einer Gesetzgebungsreform ernennen, der nach vielen Monaten vielleicht einen Bericht erstatten wird. Zu der Sache wird es beim Alten bleiben, bis die Begriffe von Bürgermuth, die in Italien gang und gebe sind, andere geworden sein werden. Dem Schutzmanne beim Einschreiten gegen einen Verbrecher

oder widerjeglichen Beistand zu leisten, gilt beinahe als eine Don-quizoterie; daß es als Pflicht eines Mannes oder Bürgers angesehen werden könne, die Staatsgewalt in Aufrechterhaltung der Ordnung zu unterstützen, ist dem Italiener im Allgemeinen unerfindlich. Tugend von Menschen können thatlos einer Straßenausbreitung zuschauen, und allgemein wird es nur als Klugheit ausgelegt, wenn man sich in Schlägereien auch nicht als Friedenstrifter einmisch und, als Zeuge aufgerufen, lieber nichts gesehen und gehört hat. Kein Wunder, daß Kaufbolde und Spitzbuben aus dieser allgemeinen Gleichgültigkeit und Freigebigkeit Kapital schlagen und unter den Augen zahlreicher Zuschauer freche Gewaltthatigkeiten begehen, wenn ihnen nicht eine überlegene polizeiliche Macht Achtung einflößt; vom Publikum haben sie nie etwas zu beforgen. — Vor etwa einer Woche wurde ein Student, der mit anderen in einem überberichtigten Hause einen Wortwechsel gehabt hatte, beim Verlassen des Hauses niedergestogen. Wenige Tage später fand man einen jungen Menschen mit einem tödlichen Messerstich im Unterleibe auf öffentlichem Plage in seinem Blute. Nach seiner Erzählung hatte ein Unbekannter eine Birte von ihm „leihen“ wollen und auf seine Weigerung das Messer gebraucht. Neulich wurden gleichzeitig drei Personen in Rom in der Nähe der Engelsbrücke von drei Strocheln angehalten, thätlich mißhandelt und mit dem Messer bedroht. Es gelang ihnen, zu entkommen, und den sogleich benachrichtigten Schutzleuten, die Strochle aufzuspüren, die aber „in Gegenwart einer großen Menschenmenge“ (so sagt der Polizeibericht) sich wüthend zur Wehre setzten und erst nach längerem Kampfe benüthigt werden konnten. Es waren Burschen im Alter von 16 bis 19 Jahren. Seit vielen Jahren ist man darüber einig, daß etwas geschehen müße, um das Tragen und den verbrecherischen Gebrauch von Stochmägen einzuschränken. Für gewöhnlich ist man der Meinung, daß die italienischen Gesetze, die das unerlaubte Waffentragen und die Führung verbotener Waffen mit sehr harten Strafen bedrohen, auch gegen den Gebrauch des Messers nicht nachsichtig seien und daß dieser stets unter Umgehung des Gesetzes erfolge. Dem ist merkwürdiger Weise nicht so, und die häufigen Beschläagnahmen von Messern und polizeilichen Bestrafungen der Träger sind zumeist ungeseglich. Als Waffen, die nur mit besonderer Erlaubniß getragen werden dürfen, bezeichnet das Gesetz die Feuerwaffen mit langem Lauf, die Pistolen und Revolver von bestimmter Länge und die Stockbeugen. Unbedingt verboten sind die sog. heimtückischen Waffen: Dolche und Dolchmesser jeder Art und spize Messer mit festliegender oder feststellbarer Klinge. Hiernach können also Klappmesser von jeder Länge unbedenklich getragen werden. Die Polizei hat freilich ohne viel Federlesens solche Messer zumeist mit Beschlag belegt, wenn sie in den Taschen von Leuten gefunden wurden, die zufrieden sein mußten, wenn ihnen weiter nichts geschah; aber genau genommen, handelt sie dabei ungeseglich; denn diese höchst gefährlichen Waffen sind erlaubt in einem Staate, in dem häufig die ehrenwertesten Personen bestraft worden sind, weil sie als Angehörige oder Begleiter eines Sonntagsjägers, dessen Gewehr eine Strecke weit getragen, oder aber dieses — natürlich ohne Schießbedarf — bebüßs Ausbesserung zum Waffenschmied gebracht haben, ohne einen Waffenschein in der Tasche zu haben.

Thürichte Wette. Da es jetzt modern zu werden scheint, im Ertragen des Hungers Uebermensliches zu leisten, mag es zeitgemäß erscheinen, auf ähnliche bizarre Wetten zurückzugreifen. So machten sich zu Ende der fünfziger Jahre fünf Berliner Lebemänner anheischig, eine ganze Woche ohne Schlaf auszubringen. Jedem war die Wahl der Mittel, den Schlaf zu bannen, freigestellt. Während der Nacht tanzten sie und tranken starken Kaffee. Den Tag brachten sie mit Reiten, Jagen, Fechten u. s. w. zu. Doch nur ein einziger von den Wagemäßen erreichte den festgesetzten Tag ohne einzuschlafen, verlor aber 25 Pfund seines Gewichtes. Zwei der Wettenenden schliefen ein, nachdem sie 130 Stunden gewacht hatten. Der vierte wurde schon am dritten Tage von einer Lungenentzündung ergriffen. Der fünfte endlich schlief ein, während er zu Pferde saß, fiel zu Boden und brach einen Arm.

Vom Büchertisch.

— „Welch' ein süßes kleines Baby!“ rief jüngst eine vornehme Dame auf offener Straße voller Entzücken, als sie durch ein Buchhändler-Schaufenster die neueste Nummer der „Illustrirten Wäsche-Zeitung“, Verlag von John Henry Schwerin, Berlin, erblickte. Sie bemerkte dann mit nicht minderem Wohlgefallen auf derselben Titelseite die Illustration eines eleganten Baby-Sommerwagens mit Schutzschirm, ging hinein und abonnierte. Das ist auch das Beste, was man thun kann bei einem Blatt, welches in seinem reichen Bilder-schatz so außerordentlich Hübsches und stets Praktisches bietet. Natürlich war das Baby nicht lebendig und gleich zum Mitnehmen, sondern nur die Illustration zu einem ganz reizenden Baby-hut und zu einem Tüchlein mit langer Doppelpelerine. In jeder Nummer beiliegende, anerkannt vorzügliche und mustergiltige Schnittboegen ermöglicht die Selbstanfertigung aller Sachen. Eine besondere Beilage bringt Klappelarbeiten und einen ausführlichen Wäschebericht. Auch Gegenstände für Herren sind in der „Illustrirten Wäsche-Zeitung“ vorhanden. Dieselbe ist für 60 Pfg. vierteljährlich von allen Buchhandlungen und Postanstalten zu beziehen. Gratis-Probenummern durch erstere und den Verlag John Henry Schwerin, Berlin W. 35.

Verantwortl. Redacteur: Dr. Walter G ebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto L hiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.